

31.

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Spr. Sal. 12, 10.

Wenn es höhern Wesen vergönnt ist, sich, unsichtbar für uns, mit den Menschen und ihren Schicksalen zu beschäftigen, so werden sie den Menschen lieben, und seine Freude muß ihre Seligkeit vermehren. Gewiß nehmen sie Theil an unsern Leiden, an unsern Thränen, an unserer Wonne, obwohl wir viel geringer sind, als sie, und auf der himmlischen Schöpfungsleiter viel niedriger stehen, als sie. — Denn sie betrachten das ganze große All der Welt als den unermesslichen Palast Gottes, des allgemeinen Vaters; und Alles, was darin wohnt, das Erhabene und das Tiefe, ist ihnen ein Heiligthum, weil es durch denselben Spruch der Allmacht entstanden ist, durch welchen sie selbst hervorgegangen sind. Alles, Alles ist ihres Gottes Werk, und die ganze weite Schöpfung zuletzt nur eine einzige weitläufige und doch innig verbundene Familie.

Auch wir Menschen sind höhere Wesen im Vergleich mit andern Geschöpfen, die noch auf geringern Stufen der Vollkommenheit stehen. Wir sind höhere Wesen, denn wir sehen unter uns ausgebreitet das Reich von Millionen wunderbarer Pflanzen und die mannigfaltige Welt der Thiere. Aber auch sie sind Gottes Werke! sie sollen uns theuer sein, weil wir und sie den gleichen Schöpfer haben.

Ist uns nicht das Andenken lieb, das uns ein entfernter Freund von sich hinterlassen hat? — Wie sorgfältig bewahrt die zärtliche Freundschaft selbst unbedeutende Kleinigkeiten auf, die dem Ge-

liebten gehörten, von dem wir getrennt sind! — Wie gern erinnern wir uns, beim Anblick derselben, dessen wieder, der unserm Herzen theuer ist! Wir glauben ihm näher zu sein, wenn wir Dinge sehen und berühren, die sein Auge sah, die seine Hand berührte. Unsere Sehnsucht nach ihm wird leichter, unsere Liebe wird inniger.

Wohl denn, unser himmlischer Freund, unser ewiger gütiger Vater, unser Gott, unser Alles, den wir auf Erden nicht würdig sind zu schauen, umringte uns mit der Herrlichkeit seiner Schöpfung. Wir sollen uns beim Anblick derselben seiner erinnern. Er gab uns dies Andenken, daß wir seiner nicht vergessen möchten. Was wir sehen, was unsere Hand berührt, was wir mit allen unsern Sinnen empfinden, hat er gemacht. Wir sollen es lieben und achten, wenn wir ihn lieben. Wir sollen durch den weisen Gebrauch seiner Geschenke ihn ehren. Wir sollen diese wundervolle Welt, diese Schätze der Natur nicht ansehen, ohne von neuer, inniger Sehnsucht nach ihm erfüllt zu werden: Sehnsucht nach ihm, von dem Alles kommt, und zu dem wir wieder hinübereilen.

Von allem Andern steht dem Menschen die Thierwelt nahe. Sie ist's, die von ihm in der Kette der erschaffenen Dinge den Uebergang zu den Pflanzen und unbelebten Kreaturen macht.

Wenn schon die Thiere Wesen geringerer Art sind, haben sie doch den lebendigen Athem, wie der Mensch; haben Empfindung, Schmerz und Freude, wie er; übertreffen ihn oft in einzelnen körperlichen Eigenschaften, und nähern sich nicht selten mit ihrem Verstande dem seinigen. — Alle erkennen ihn als ihren Oberherrn, als den Gewaltigsten. Selbst die wilden Thiere der Wüste entsetzen sich vor dem Anblick des Menschen, und fliehen vor ihm. Nur in der Verzweiflung der Nothwehr oder des Hungers wagen sie einen Angriff auf ihn, und machen Gebrauch von ihrer überlegenen Stärke. Ohne diese natürliche Ehrfurcht, welche die Hand

Gottes in die Brust selbst der wildesten Ungeheuer pflanzte, wäre das schwache, von Natur nackte und wehrlose Menschengeschlecht längst unter der Gewalt und Stärke der großen Raubthiere vernichtet worden.

Doch ist die Zahl solcher Geschöpfe, welche dem Menschen gefährlich werden können, unendlich klein gegen die Anzahl derjenigen Thiere, welche gleichsam nur leben, um ihm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Sie sind auf Erden in allen irdischen Bedürfnissen sein Beistand, oft seine einzige Stütze, nicht selten seine treuesten Hausgenossen und Freunde.

Die zahmen Heerden, welche über die Felder hinarren, sie leben für dich; sie geben dir ihre Milch zum heilsamen Getränk, sie werden dir ihre Wolle, ihre Felle zur Bekleidung, ihr Fleisch zur Nahrung dargeben. — Andere helfen deine Lasten tragen, und vermehren durch ihre Kraft und Schnelligkeit deine Bequemlichkeit auf Reisen. — Andere helfen dir deinen Acker bestellen, und den nützlichen Pflug durch den verhärteten Boden ziehen, damit er für den Samen empfänglich werde. — Andere sind deine treuen Begleiter, sie bewachen deine Wohnung, deine Heerde, und sorgen für dein Vergnügen und Leben.

Es ist kein Mensch so arm, so gering, daß nicht Thiere zu seinem Trost, zu seiner Aufmunterung beitragen. Seht den blinden Bettler, der durch die Straßen großer Städte wandert. Er ist arm, hat keinen Freund, keinen Theilnehmer in der Noth, keinen Führer in der ewigen Finsterniß, aber sein treuer Hund verläßt ihn nicht. Dieser ist sein Führer, sein Begleiter, sein Wächter, sein Beschirmer. Dieser theilt willig alles Ungemach mit ihm; läßt sich von seinem Herrn durch keine fremden Leckerbissen, durch keine Schmeicheleien, durch keine Gewalt abwendig machen. Er folgt ihm bis zum Krankenbette. Wenn einst kein Auge weint über dem Grabe des unbekannten blinden Mannes:

sein treuer Gefährte im Leben, der verlassene Hund, wird über dem Grabhügel des geliebten Herrn winseln.

Düster geht der Reisende durch die Einsamkeit der Wälder, aber fröhliche Vögel umflattern ihn, und ihr Gesang spricht wohlthätig zu seinem Herzen.

Der muntere Hahn weckt frühend den fleißigen Landmann zum frühen Tagwerk, und wie dieser hinaustritt in das thauige Feld, singt schon die Lerche ihr Morgenlied durch den Himmel, und mahnt ihn zur Andacht. Und wenn er müde wird von des Tages Last und Hitze, hört er die Biene sumsen ohne Unterlaß von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln für den Winter, oder das Beispiel der fleißigen Ameise erinnert ihn, nicht müde zu werden. Ueber ihm schweben die Vögel und bauen singend ihr Nest, oder sammeln Futter, und bringen es voll zärtlicher Liebe den Jungen. Sie wecken seine Gedanken an die Heimath, an die Gattin und Kinder, welche er durch seine Arbeit ernähren und versorgen muß. Sollte er sich von der Tugend der Thiere beschämen lassen, die ihre kleinen Pflichten zu erfüllen nicht die schwerste Mühe scheuen? — Aber endlich, wenn er sein heißes Tagewerk im Schweiß des Angesichts vollbracht hat, und er ausruht in der Hütte mit den lieben Seinigen, noch dann ruht nicht die ganze Thierwelt. Gleichsam seinen Fleiß zu belohnen, und ihm ein süßes Schlaflied zu singen, wacht noch im nahen Gebüsch eine Nachtigall und singt ihm ihr Abendlied.

Ja, die göttliche Schöpferhand scheint die Thiere nicht nur zu unserm Schuß, zu unserer Nahrung, Bekleidung, Bequemlichkeit und Freude bestimmt zu haben, sondern auch zu unserer Aufmunterung in unsern Pflichten, zu unsern stummen Lehrern, zu schönen, geheimnißvollen Vorbildern unsers Strebens und Thuns. Alles in der Welt steht da in Beziehung auf die Gottheit; Alles deutet auf sie hin, und wie wir uns veredeln sollen,

um ihr näher zu kommen. Es ist nicht Alles todter Staub und ein irdisches niedriges Gefüge; nein, ein hoher heiliger Geist weht durch das wundervolle Weltall und spricht zu den Geistern der Sterblichen.

Wenn ich nun in den Thieren nicht nur meine Ernährer und Freunde, meine Hausgenossen und Wächter, sondern selbst in denen, welche mir keinen unmittelbaren Nutzen zu stiften scheinen Werkzeuge Gottes erkennen muß, so habe ich sie als solche zu achten und zu ehren. Ich habe als Christ, ich habe als ein vernünftiges, höheres Wesen nicht bloß Rechte über die Thiere, sondern auch Pflichten gegen sie. Ich habe Pflichten zu beobachten gegen Alles, was Gott schuf, gegen die Mitmenschen, gegen mich selbst, aber auch gegen geringere Kreaturen.

Die Zahl dieser meiner Pflichten gegen die Thiere ist nur klein, weil meine Verhältnisse zu denselben sehr einfach sind. Aber um so geringer die Anzahl der Pflichten ist, je leichter sie mir zu erfüllen sind, um so strenger kann auch meine Beobachtung derselben gefordert werden.

Wohl haben wir das Recht, die uns schädlichen Thiere zu tödten. — Wir haben das Recht, diejenigen Thiere zu tödten, deren Theile uns entweder zur Nahrung oder zur Bekleidung, oder zu andern Bedürfnissen des irdischen Lebens vonnöthen sind. — Aber wir haben kein Recht, ihren Tod durch grausame Qualen zu verbittern; — wir haben kein Recht, Thiere nur aus Muthwillen ums Leben zu bringen; — wir haben kein Recht, selbst für schädliche Thiere langsame Todesarten zu ersinnen, um uns an ihrer Todespein zu ergötzen: sondern es ist Pflicht und Menschlichkeit, den Tod des Thieres auf die kürzeste Weise zu befördern.

So wenig ein vernunftloses Geschöpf deutliches Bewußtsein vom Leben hat, eben so wenig scheint es eine klare Vorstellung von dem zu haben, was Aufhören des Lebens oder Tod heißt.

Es flieht nicht den Tod, sondern nur den Schmerz. Gott gab ihm zu seiner Selbsterhaltung natürliche Triebe, die es gebraucht, ohne aus Erfahrung den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben zu wissen. Es kennt schon in der Ferne das Raubthier, das seinem Leben Gefahr droht, ohne es jemals gesehen zu haben. Es flieht von Bangigkeit befallen eine Gefahr, die es nicht näher kennt, die es noch nie an andern Seinesgleichen wahrgenommen hat, und vergiftet sie, wenn sie vorübergegangen ist.

Das Lamm geht ruhig zur Schlachtbank, auf der es schon andere Lämmer sterben sah. Es fürchtet den Tod nicht, welchen es nicht kennt, sondern nur den Schmerz, welchen es empfindet, oder schon empfunden hat. — Daher ist ein plötzlicher Tod, ein schneller Uebergang vom Sein zum Nichtsein für das Thier keine grausame Behandlung, kein Unglück, und der Mensch, welcher sein Dasein durch den Tod jener Kreaturen erhalten muß, begeht durch das Hinschlachten derselben nichts weniger als ein Unrecht.

Aber es verräth eine empörende Härte und Grausamkeit des Gemüths, wenn man am langsamen Morden der Thiere, an der Verlängerung ihrer Qual Vergnügen findet. Es verräth ein gefühlloses Herz, wenn man unschuldige Geschöpfe, deren Leben uns keinen Nachtheil, deren Tod uns keinen Vortheil stiftet, aus blutdürstigem Muthwillen tödtet. Auch das Thier, o Unmensch, hat Gefühl, wie du; hat einen Sinn für Schmerz und Freude, wie du; einen Trieb, das flüchtige Leben zu genießen, wie du! Warum vertilgst du aus Muthwillen, was Gott aus Weisheit schuf? Warum vernichtest du ein Leben, das vielleicht andern Geschöpfen nützen soll, wenn es dir auch weder Nutzen noch Schaden verschafft?

Die Pflicht, das Leben unschädlicher Thiere zu schonen, und beim Töden derselben wenigstens die Todesqual zu verkürzen,

ehrt den weisern Menschen, wenn er sie übt, und verkündet uns die Ueberlegenheit seines Geistes, das zarte Gefühl seines Herzens. — Früh sollen wir schon dem Gemüthe der Jugend einprägen, daß sie lerne auch den Geringern achten, und des Wehrlosen schonen. Das Kind, welches mit mörderischer Schadenfreude den Schmerz armer Geschöpfe betrachten kann, wird bald ebenso geneigt sein, zu den Thränen von Seinesgleichen zu lachen. Die zärtliche Unschuld, welche den Tod eines Vogels, eines Wurmes betrauert, wird auch bei den Leiden guter Menschen nicht ohne Theilnahme vorübergehen.

Vor allen Geschöpfen aber stehen dem Menschen die Thiere seines Hauses zunächst. Sie gehören gleichsam zu seiner Familie. Er ist ihr Versorger, ihr Schutzherr. Aber dafür leben sie nur zu seinem Besten. Sie kennen ihn; sie lieben ihren Herrn; sie nähern sich ihm freundlich; sie empfangen dankbar die Gaben, welche er ihnen reicht; die Natur versagte ihnen die Sprache, aber sie geben sich ihm durch Zeichen zu verstehen, und erklären ihm ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe.

Pflicht ist es, für diese unmündigen, dem Menschen zum Beistand gegebenen Mitgeschöpfe zu sorgen. Lebten sie noch, wie andere ihrer Art, frei in Wildnissen: so würden sie selbst für ihre Nahrung, für ihr Obdach sorgen können. Der Mensch beraubte sie, seines Besten willen, der Freiheit, und übernahm also die Verbindlichkeit, ihnen nun das zu verschaffen, was sie sich selbst nicht erwerben und auffuchen können.

Pflicht also ist es besonders, diese Hausthiere mit Schonung und Milde zu behandeln; Pflicht, ihnen die schickliche und nöthige Nahrung zu geben; Pflicht, sie gegen die Unfreundlichkeit des Winters in Schutz zu nehmen; Pflicht, für ihre Reinlichkeit, für ihre Gesundheit zu sorgen; Pflicht, sie nicht mit Arbeiten zu quälen, die das Maß ihrer Kräfte übersteigen.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig, sagt Salomon in seinen Sprüchen (Kap. 12, 10), und Moses in seinen Gesetzen spricht: Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehst unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht unterliegen, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen. (2. Mos. 23, 5.)

Bei allen, selbst den rohesten Völkern herrscht eine rührende Theilnahme am Wohlfeyn ihrer Hausthiere. O wie schmerzlich ist es, wenn wir Christen sehen, die ohne Gefühl die treuen Gehilfen ihrer Arbeit, die Genossen ihres Hauses leiden lassen, und das Leiden des Thiers durch rohe Unmenschlichkeit bewirken! — wenn wir sehen, wie sie in blinder Wuth oft die schuldlosen Geschöpfe auf das härteste mißhandeln, oder die Kräfte derselben ohne Noth, oft nur aus Uebermuth, gewaltsam oder unnatürlich anstrengen!

Sorgsam auch für die armen Thiere verordnet schon das Gesetz, welches Moses vom Sinai herab seinem Volke brachte, das Gesetz, welches er von Gott empfangen hatte, Nachsicht mit ihnen: „Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.“ (2. Mos. 20, 10.)

So ehrwürdig das menschliche Mittheiden und Schonen der unter unserm Schutze lebenden Thiere ist, soll aber dasselbe nicht in thörichte Vorliebe und in eine Zuneigung ausarten, die keinem geringern Geschöpfe gebührt, als wir selbst sind. — Eine allzugroße Empfindsamkeit, eine allzuzärtliche Anhänglichkeit an Lieblingsthiere ist das Kennzeichen schwacher Gemüther, die der Menschenwürde vergessen, und die Bestimmung des Thiers verkennen.

Eben diese Menschen, welche mit kindischer Tändelei ihre schönsten Liebkosungen an unvernünftige Geschöpfe verschwenden, welche dergleichen weder verlangen noch bedürfen — eben diese Menschen sind oft gegen ihre Mitbrüder und Mitschwester am meisten ungerecht. Während sie einem unvernünftigen Geschöpfe schmeicheln, können sie mit ihren Zungen gute Menschen verlästern; während sie ihren thierischen Liebling mit Leckerbissen sättigen, können sie gelassen zusehen, wie die weinende Armuth hungernd von ihrer Thüre gewiesen wird. — Mit dem Aufwand, welchen ihr Stolz, ihre Prachtliebe für überflüssige Thiere macht, könnten sie eine unglückliche Familie freudig machen, und Thränen der Dankbarkeit — die einzigen Juwelen, die vor Gottes Richterstuhl glänzen — und den Segen der getrösteten Unschuld erkaufen. Aber die Selbstsüchtigen sehen nur sich. Nur was ihnen zugehört, ist ihnen wichtig. Alles Uebrige gilt gleich, und Menschen und Thiere stehen in gleichem Werthe.

Diese Entartung der menschlichen Natur — ach, warum finden wir sie noch so oft selbst unter den Christen? — Sie ist eine der Folgen, welche aus dem Mangel der Religiosität entspringen. Es ist kein Christ, der seinem Bruder den Bissen entzieht, um ihn dem Thiere zur Wollust vorzuwerfen. Es ist kein Christ, der Jesu Brüder verstoßt, der sich der Menschheit schämt, um durch den Glanz und die Lust der Thiere zu prangen.

Nein, immer ist der Mensch mein Ebenbild, nicht das Thier; immer ist der Mensch mein Mitkind in Gott, mein Miterlöseter durch Jesum, mein Miterbe eines unsterblichen Heils, mein Mitwanderer zur Ewigkeit! — Immer hat er die ersten Ansprüche auf meine Achtung, auf meine Hilfe, auf meine Fürsorge, auch wenn er noch so geringer Herkunft, noch so verächtlichen Standes sein sollte. Denn was sind doch Stand, was Herkunft? Menschliche Schöpfungen, die mit diesem Leben verschwinden! Ein könig-

liches Herz schlägt oft hienieden unter dem groben Gewande des Landmanns, und ein geringer Geist, ein niedriges Gemüth verhüllt sich oft mit Purpur und Seide am Throne. — Als Bürger ehre ich und muß ich ehren die bürgerlichen Verhältnisse und Schranken des Unterschiedes; aber als Christ gleicht mir die Religion Jesu alle Ungleichheiten aus, alle Menschen sind meine Brüder, mir alle durch Gott verwandt. Sie sind die, welche Jesus meine Nächsten nennt, und die ich lieben soll, wie mich selbst. Tief steht unter ihnen das vernunftlose Thier.

So will ich sie denn lieben wie mich selbst. Nie will ich durch kindisches, thörichtes, eitles Betragen die Würde der Menschheit beflecken, indem ich in meiner Sorgfalt Menschen vernachlässige, um eines Thieres willen; nie will ich meinen unglücklichen Bruder zu der entsetzlichen Empfindung bringen, daß er lieber mein Thier, als mein Untergebener, als ein Hilfesuchender bei mir sei.

Aber auch eingedenk will ich sein der Barmherzigkeit und Güte, welche mir das göttliche Wort selbst gegen die Thiere empfiehlt; auch sie, o allmächtiger, allweiser Vater, sind Deine Geschöpfe! — auch ihr Stöhnen vernimmst Du, auch ihr Leiden siehst Du. Nichts hast Du in Deiner großen Schöpfung hervor gebracht, das Du dann verstoßen und vergessen wolltest. Kein Sperling fällt ohne Deinen Willen zur Erde. Ich werde Rechenschaft geben müssen einst auch von meinem Betragen gegen diese Unmündigen in Deiner Schöpfung.

So belebe denn Deine unaussprechliche Liebe gegen die Welt auch mich mit Hochachtung, mit Liebe, mit Schonung für Deine Geschöpfe, und nie entweihe eine gefühllose, unmenschliche Handlung, nie eine muthwillige Unbarmherzigkeit mein Herz! Amen.